

# Unterhaltungsblatt.

Als Beilage zur Bresburger Zeitung. No. 73.

Dienstag, den 13. September 1814.

## Reich der Todten.

Gespräch zwischen Hugo de Groot, und  
einem deutschen Philosophen.

(Beschluß.)

H. Wo der Luxus in der Kleiderpracht, unter den Menschen schon so eingerissen ist, daß er nicht einmal mehr die Grenzen der Stände erkennen läßt, da sieht es nicht nur sehr traurig, sondern auch für den Staat sehr gefährlich aus.

Ph. Das ist wahr! Allein vergeben Sie, mein Herr Hugo de Grot! was halten Sie denn von den Urtheilen derjenigen Männer, welche den Luxus unbedingt in ihren Schutz genommen haben?

H. Ehe ich noch die Vertheidigungsgründe jener Volksfurie anhöre, sag' ich Ihnen schon im voraus, lieber Herr Magister, sie haben alle gewaltiglich geirrt.

Ph. Erlauben: Hume, ein scharfsinniger brittischer Gelehrter, sagt: der Luxus sey ein tüchtiges Beförderungsmittel herrlicher Nationaltugenden.

H. Diese Wirkung des Luxus läugne ich ihm absolut ab. Ich möchte, lieber Herr Magister, sehr gerne sehen, was ein entneroter, verzärtelter Jüngling, dessen Talente der Luxus schon abgestumpft hat, am Ruder des Staats oder als Kriegsmann unter dem Donner der Kanone unternähme, — ob ihm seine Thaten in den martialischen Gefilden, den Ehrennamen eines Helden oder eines Tapfern

erwerben würden. Hätte doch Herr Hume, den römischen Historiographen Gellius gefragt, zu welcher Zeit die Römer wohl am tugendhaftesten mochten gewesen seyn? ob zur Zeit, als sie die Scipionen und Fabier verehrten, oder in der glänzenden, luxuriösen Periode, die sie nach den Siegen über die Griechen und Karthaginienser erlebten? Hätte er doch nachgeforscht, wann in Athen die tugendhaftesten Männer auftraten, ob nach oder vor dem peloponnesischen Kriege? Er wird gewiß bey seinen unparteyischen Nachforschungen die Völker in eben dem Grade üppig, schwach und arm an erhabenen Tugenden gefunden haben, in welchem sie reich, mächtig und verschwenderisch waren.

Ph. Hören Sie weiter: Mandeville, ein anderer Britte, behauptet vom Luxus: er sey das wahre Mittel, die Schätze und Gelder der Reichen unter das Volk und in die Kanäle des Staats zu bringen, indem sie in dem glänzenden Gebiete, in welchem sie der Luxus versetzt, verschiedene Handwerker und Künstler brauchen, die nur bey den parfümirten Söhnen des Luxus ihr Brod finden.

H. Auch dieß ist von dem Luxus und seiner Natur, eine äußerst unrichtige und gefährliche Vorstellung. Der Luxus wirft dem Staate keine Zinsen ab. Wie? sollten sich den Mächtigen und Reichen im Staate nicht andere Wege ebnen, ihr Geld unter das Volk in Circulation zu setzen, die mehr Lob verdienen, als diejenige Methode verdient, die der Luxus vorschlägt? Wie manches Gute fehlt in manchem Staate! Könnte das Fehlende nicht durch das Geld, das auf den Luxus sündlich verschwendet wird, herbeygeschafft werden? Könnten nicht Bibliotheken, Schulen, Armenanstalten und andere nützliche Institute errichtet werden, aus welchen der Staat mit allen seinen Hauptnahrungszweigen einen Nutzen zöge? Dabey gewänne der

Staat und der arme arbeitsame Mann das Brod, das er verdienen will. — Wenn auch nicht ganz, doch von einer Seite waren die Handlungen löblich, die einige Großen der Erde, mit ihren (wenn man so reden darf,) zweckmäßig verschwendeten Reichthümern vollzogen haben. Die Könige in Egypten bauten ihre prachtvollen Mausoläen, und Ludwig XIV. König von Frankreich, legte nach Art der römischen Kaiser die prächtigsten, geschmackvollsten Gebäude und Lustgärten an. Und warum geschah dieß? um die Gelder unter das brodlose Volk zu bringen, das Arbeit und Verdienst suchte. Doch dieses sey alhier nur in so weit gesagt, in so weit man einer solchen Art von Luxus und Wohlthun etwas zugeben kann, die, sey es gleich nur in sehr wenigem, auch etwas nützlichers für den Staat blieden läßt; denn jeder Luxus den Klugheit und Vernunft mit ihren Maßregeln nicht leiten, thut für den Staat nichts Ersparliches.

Ph. Wie berechtigt ist also die Staatspolizey, den Luxus aus ihrer Sphäre entweder ganz zu verbannen, oder auf eine Art so zu modifiziren, daß er mit seinem verpestenden Hauch, den gesunden, blühenden Staatskörper nicht anhauche.

H. Diese übeln Einwirkungen des Luxus auf das Staatswohl, haben manche Staatsverwalter und Gesetzgeber eingesehen, und sie sannnen deshalb auf Mittel, ihn entweder ganz zu unterdrücken, oder ihn doch unschädlich zu machen.

Ph. Und was für Mittel ergriffen sie?

H. Nicht immer die zweckmäßigsten, nach meiner Einsicht. Zaleuk, der Gesetzgeber bey den Lokrensern, machte ihn lächerlich und verächtlich. Heinrich IV. König von Frankreich, untersagte in einem Edikt vom Jahre 1604. seinen Franken sehr scharf, Gold und Silber auf den Kleidern zu tragen.

H. Es ist ein Zeichen, das den promenadirenden Schatten gebietet, sich nach Hause zu verfügen.

Ph. O Gemine! was für besonderer, rauher und abgeschmackter Zeichen bedient man sich in der Unterwelt, in Pluto's Reiche, die Schatten in Ordnung zu erhalten.

H. Es ist einmal nicht anders, wenn es Ihnen aber nicht anständig ist, lieber Hr. Magister, so wollen wir uns zu einer andern Zeit, über andere Mittel die gegenseitigen Raisonnements betreffend mittheilen, die zur Aufrechthaltung des Friedens in seiner vollen Blüthe und der Staatsglückseligkeit gehören. Der Staat hat bey der Begründung eines dauerhaften Friedens in seiner Mitte, auf so manches noch zu reflektiren!

Ph. Also Adieu!

H. Adieu.

J. Melzer.

---

### Trauriges Schicksal der Gefährten Schill's.

Die Ueberreste vom Freykorps Schill's, des vielleicht mit gleichem Rechte oft getadelten und oft gelobten, ziehen jetzt auf dem Rückweg aus schmäblicher Gefangenschaft durch einen Theil von Deutschland nach ihrer Heimath, und wurden an mehreren Orten, wie in Frankfurt, Eisenach und Gotha, mit Kleidung und mit Geld unterstützt. Wenn auch ihr gefallener Führer den ersten kühnen Versuch einer Befreyung vom französischen Joch zu voreilig und gegen den Willen seines Königs und die Ueberzeugung der Bessern seines Volkes wagte: so hat er sich doch dadurch ein großes Verdienst erworben, daß er uns das erste Beyspiel gab, wie der Deutsche Alles auf das Spiel setzen könne, um das Höchste, die Freyheit zu gewinnen. Seine Uebereilung hat er schwer gebüßt, und schwerer noch eine Gefährten; aber seine Lehre ist fruchtbar geworden,

und hat gewiß nicht wenig zu der Entscheidung beigetragen, die aus der Ueberzeugung und dem Willen des ganzen Volks später hervorging. Am 29. April 1809, war Schill etwa mit 500 Mann Kavallerie von Berlin ausgezogen, erschien am 1. May vor Wittenberg, und zog von da durch das Anhaltische nach Halle, Halberstadt und in die Nähe von Magdeburg, wo er am 5. May bey Döngendorf den ersten Verlust erlitt. Er bemächtigte sich hierauf der kleinen mecklenburgischen Festung Dömitz, die er jedoch bald wieder zu verlassen gezwungen wurde, und ging von da durch Mecklenburg nach Pommern, um mit dem größern Theil seines beträchtlich angewachsenen Korps Stralsund zu besetzen. Der französische Kommandant der Stadt hatte eine Kapitulation geschlossen, die er bey dem Einmarsch des Korps meinedig brach; zwar unterlag er der Tapferkeit von Schill's Truppen, aber ihnen folgten schon Holländer und Dänen mit Uebermacht auf dem Fuße, welche die eilig verschanzte Stadt am 11. May stürmten, und in einem blutigen Gemetzel die Oberhand behielten. Schill war gefallen, mit ihm 500 seiner verzweifelden Streiter; 600 fielen in die Hände der Feinde, die übrigen erhielten freyen Abzug nach Preussen. Die unglücklichen Gefangenen wurden, unter starker Begleitung, über Braunschweig, Kassel und Frankfurt nach Mainz gebracht, und von da, zwey und zwey mit einer Kette an Hals und Fuß zusammengefesselt, nach Metz geführt. Nachdem hier auch die Gefangenen vom herzogl. braunschweigischen Korps zu ihnen gestoßen waren, wurden sie in die Festungen Longwy, Sedan, Montmedy, Dourlens, Arros, Amiens, Lille in Flandern u. vertheilt. Ihr trauriger Aufenthalt daselbst dauerte 6 Monate, dann führte man sie, unter Glockengeläute und großem Jubel der Dörfer und Städte, zur Schmach und zum Hohn der Unglücklichen, den südlichen Küsten von Frankreich zu. Des Nachts wurden sie gewöhn-

lich in Scheuern eingesperrt, wo noch mancher von dem wüthenden Pöbel Mißhandlungen erlitt. Man drohte ihnen mit Erschießen, Hängen und Guillotiniren, und ein französischer Oberst jagte ein Paar mitleidige Menschen, die einem Dürstenden Wasser reichen wollten, mit den Worten weg: „Diese Räuber verdienen nur zu verhungern, oder gerädert zu werden.“ Unter solchen Schmähungen langten sie in Toulon an, wo das schrecklichste Schicksal ihrer wartete. Auf die Galeeren geführt, wurden sie so schnell als möglich ausgekleidet, oder vielmehr die Kleider ihnen vom Leibe gerissen; nackt mußten sich 4 und 4 auf eine Bank setzen, und so schmiedete man sie an ein 28 Pf. schweres Eisen, und gab ihnen dann die Kleidung der Verbrecher. Der Ort, wo sie sich bewegen konnten, war ungefähr 3 Schritte lang und einen breit, und darin lagen vier Menschen. Schon früh des Abends befahl man ihnen, sich niederzulegen; rührte sich ja noch einer oder seufzte über sein Elend, so sprangen die barbarischen Aufseher herbei, und schrien: „Schlaft Kanailen, oder stellt euch wenigstens so!“ Nur deutscher Muth konnte eine solche Behandlung standhaft ertragen. Nach zwey und einem halben Jahre wurden sie durch den Marschall Massena aus der Sklaverey wieder befreyt; man gab ihnen andere Kleidungsstücke, schiffte sie ein, und setzte sie auf die hyperischen Inseln Porquerolles, Porteros und Isle du Levant aus, wo sie schwere Arbeit unter Stockschlägen, und sehr geringer Bezahlung thun mußten. Hier harrten sie, mitten im Meere und ohne alle Hoffnung, je erlöst zu werden, bis endlich der 9. May d. J. unerwartet der Tag ihrer Befreyung wurde. Welcher Jubel, welches Frohlocken. \*)

\*) Aus der Erzählung des Oberjägers Grund vom Schillschen Corps.